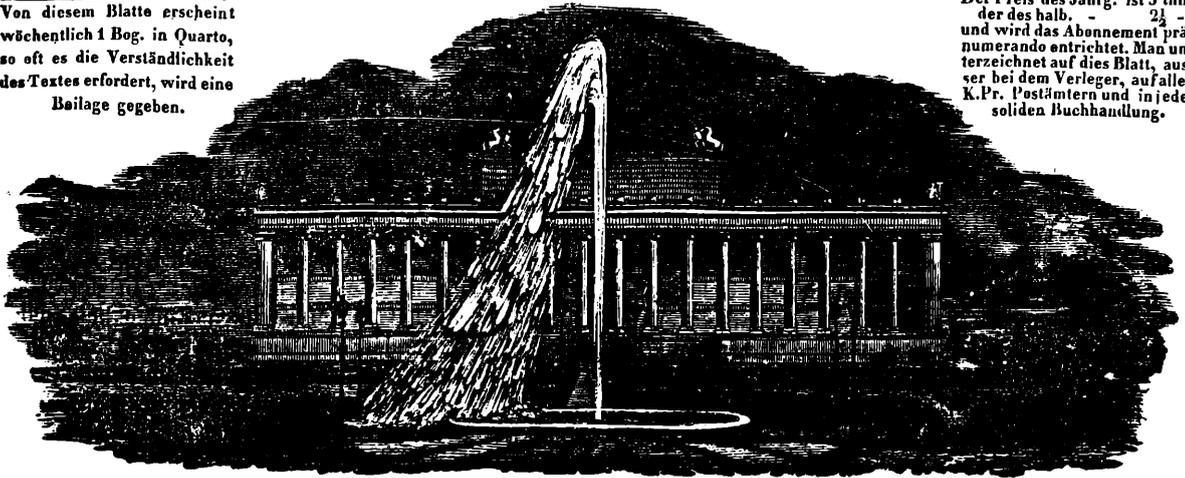


Von diesem Blatte erscheint
wöchentlich 1 Bog. in Quarto,
so oft es die Verständlichkeit
des Textes erfordert, wird eine
Beilage gegeben.

Der Preis des Jahrg. ist 5 thlr.
der des halb. - 2½ -
und wird das Abonnement prä-
numerando entrichtet. Man un-
terzeichnet auf dies Blatt, aus-
ser bei dem Verleger, auf allen
K.Pr. Postämtern und in jeder
soliden Buchhandlung.



MUSEUM,

Blätter für bildende Kunst.

Berlin, den 25. Mai.

Redacteur Dr. F. Kugler.



Verleger George Gropius.

Ueber die gegenwärtige Kunst - Ausstellung der Königl. Akademie zu Berlin.

(Fortsetzung.)

Einige Schritte weiter und das volle Leben, mit ihm der Jammer des Krieges stehen uns vor Augen. Es ist Elsholz, der diesen Zauber übt. In der Ferne des Hintergrundes brennt ein Dorf, von da vorwärts sehen wir rechts in der Ebene Infanteriemassen, Reiter und Artillerie, wie es scheint, nach beendigtem Kampfe im Abzuge begriffen. Ein kleiner Wagen, zweispännig, jedoch nur mit einem mageren Pferde bespannt, das an den spärlichen Gräsern des Bodens mit lang vorhängendem Halse Nahrung sucht, hält auf einer Anhöhe im linken Vordergrunde, die mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen ist. Der Wagen trägt die geretteten Habseligkeiten einer armen Bauernfamilie aus dem Dorfe, das wir

brennen sehen. Vorn im Wagen sitzt die alte Bäuerin, mit gefalteten Händen und angstvollem Gesichte, neben ihr schmiegt sich ein kleines Kind in die Betten. Die Husaren, von denen einer ihren Mann eben am Rande des Hügels über das gegenüberliegende Terrain zu befragen scheint, mögen ihr die Besorgniss einflößen, dass das Ende des Elends noch nicht gekommen sei. Nicht minder eingeschüchtert ist in ihrer Art die Tochter, ein erwachsenes, schlankes Mädchen, das an den vordern Theil des Wagens stehend sich lehnt, und mit verweinten und misstrauischen Zügen den vor ihr haltenden reitenden Jäger ansieht, dem sie auf seine Frage zu antworten nicht eben Lust hat und ihm nur mit einer Bewegung der Hand die Richtung zeigt, die er wissen will. Es sind befreundete Truppen — Landsleute, — aber was frommt das den Armen, wenn sie ihr Haus angezündet haben und ihre

ihre Felder niederstampfen — auch hat der Bauer den Geist von Wallensteins Lager, der noch da und dort in der Soldatesca spukt, oft genug gesehen, um nicht zu schnell zu trauen. Ein bewölkter Himmel liegt auf dem Bilde, das in der düstern Luft in dem Zusammen, wie in den Einzelheiten der beschriebenen Hauptscene uns zwar eine trübe etwas unheimliche Empfindung erregt, die aber insbesondere durch die weise Mässigung in der Wahl und Auffassung der Situation innerlich befriedigt wird, welche, als den allgemeinen unvermeidlichen Uebeln des Kriegs angehörend, wohl Mitleid gegen die Vertriebenen in uns hervorrufft, aber keine Erbitterung gegen die vielleicht unschuldigen Urheber des Unglücks erweckt, die überdiess in die Vergangenheit und Ferne gerückt sind, während das soldatische Element in den friedlich anfragenden Reitern des Vordergrundes an sich nicht abschreckend auftritt, sondern nur durch die Erinnerung der Verunglückten in ihrer Empfindung und der Aeusserung derselben eine finstre Seite gewinnt. Wir müssen diese Anschauungsweise ohne Bedenken für eine dem Wesen der Kunst weit angemessenere halten, als die grelle Erfassung der in unmittelbarer Gegenwart vereinigten Extreme, wie die neueste französische Malerei sie liebt. Von der nicht schreckenden, ja heiteren Seite hat derselbe Künstler in einem zweiten Bilde, das Militair, sein Element, zu fassen gewusst. Die Scene, die wir erblicken, kann ebensowohl in einem Kriegsspiele als im Ernste des Kriegs vorkommen. Es ist Mittag, von der Schnitterarbeit in der gewitterhaften Schwüle des Tages ermüdet, ruht ein alter Landmann mit einer Anzahl Mädchen am Rande des Kornfelds aus, dessen Aehren zum Theil schon in Garben gebracht sind, die Zeugniß für den Fleiß des Morgens ablegen. Auf die Erde ist ein Tuch gebreitet, darauf die Schüssel steht, welche die ersehnte Belohnung für das schnitterliche Verdienst enthält. Aber niemand bekümmert sich darum — für's Erste ist Allen das ritterliche Verdienst wichtiger, das seitwärts, halb in Staubwolken gehüllt, vorbeizieht. Es ist ein Reiterpiquet, das sich links in den Mittelgrund hinabbewegt. In den Gesichtern und Bewegungen der zumeist sichtbaren Soldaten malt sich auf mannigfaltige Weise eine freudige Ueberraschung, bei dem einen mehr als keckes Verlangen, bei dem andern als zufriedenes Gefühl des Wohlgefallens, bei einem dritten als un-

gestüme Lust. Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass diese Bewegung nicht der Suppenschüssel gilt, sondern der Mädchengruppe. Unter den Mädchen ist vor allen eine, die gar nicht die nächste bei den Reitern ist, nicht stehend auf sie zeigt, oder sich aufgerichtet hat, sie zu sehen wie andere — nein, die am ferusten von ihnen ruhend liegt, und nun nur in unbeschreiblich lieblicher Bewegung ruhig mit halb zugewendetem Oberleib den ebenso edlen, als natürlich frischen Kopf nach den vorbeiziehenden Kriegeren hinwendet. In der That, diese Gestalt hat in ihrer stillen Einfachheit selbst etwas Imponirendes, eine so unbefangene Ruhe, dass ich die übrigen Mädchen über ihren Anblick vergesse. Dies ist nun aber wohl nicht der Geschmack der kecken Reiter, deren Freude nicht minder dem Anblick der übrigen frischen und wohlgenährten Dirnen, von denen die eine gar verliebte Blicke wirft, zu gelten scheint. Die ungemein lebendige Beweglichkeit dieser Reiter, in deren Wendungen man, selbst wenn die Pferde nicht sichtbar sind, die Richtung und Rührigkeit derselben wahrnimmt, die man fast errathen zu können glaubt, wenn man im Staube auch nicht vielmehr als den Czacko der Hinabziehenden sieht, — bildet einen trefflichen Gegensatz zu der nicht minder schön angelegten Gruppe der ruhenden Landleute. Auch alles Uebrige an dem Bilde, die Landschaft mit ihrer Staffage, die Beleuchtung ist so harmonisch, als wahr: und lässt sich auch in Einzelheiten an der Zeichnung wohl etwas ausstellen, möchte auch der Eindruck des Ganzen bedeutender geworden sein, wenn die übrigen Landleute etwas mehr von dem Edlen der Figur hätten, welche uns die Hauptfigur ist, — so ist doch dies Gemälde, das namentlich auch in der Farbe das vorhin beschriebene Bild desselben Künstlers übertrifft, — ausgezeichnet und eines der besten der Ausstellung zu nennen.

Heisser brennt jetzt die durch die Wolken brechende Sonne des Mittags — wir suchen Schutz und Erquickung bei dem Verwalter des Gutsherrn und treten durch eine angelehnte Thüre, nach Kühlung begierig, sogleich in die halbunterirdischen Wirthschafts-Räume. O liebliches Bild des tiefsten Friedens, im fest umzäunten Paradiese der Kinderwelt, in das der wachende Engel den Sturm der Erdenreiche nicht dringen lässt! Siehe den auf der Erde ruhenden Knaben, der, den Kopf auf einen bemoosten

Stein zurückbeugt, mit seitwärts gelegten, eingezogenen Beinen, die Dogge des Vaters queer über sich hergestreckt hat, die so gross ist, wie er selbst, die, wie er, süß schläft, und deren Rücken zugleich seiner Rechten zum Polster dient. Der Knabe ist wohl am Morgen recht wild gewesen, war mit den Knechten auf den Acker gefahren, hat sich dann mit dem Hunde gejagt, und sie träumen nun vereint, der grosse Hund von seinem kleinen Herrn, und der kleine Herr von seinem grossen Hunde. So gehen sie beide in einander über — und das weiss auch jeder, in dessen Vaterhause Hunde, namentlich grosse gehalten wurden, wie der Knabe und der Hund in einem innigen Freundschaftsbunde stehen, der in seinen stummen Beziehungen die mannigfachsten Freuden bereitet. Ja, oft steht der Hund näher als Geschwister und Gespielen. Das ist nun hier nicht der Fall. Gewiss liebt der Knabe seine Schwester — oder ist es das Töchterchen des Gutsherrn, seine Gespielin? — mehr als den Hund. Würde sonst sie, die eben die steinerne Wendeltreppe neben der Mauerwand, an welcher der Bruder ruht, hinabkommt, wohl mit so freundlicher Liebe auf ihn blicken? Vielleicht doch — aber wir sehen dem gutmüthigen Jungen an, dass dem nicht so ist. Die Kleine wendet sich gerade um die Spindel der Treppe herum, an die sie mit der linken Hand sich hält, die rechte stützt sie gegen die Mauer; ein äusserst reizendes Licht fällt auf sie durch ein Kellerloch, durch welches der helle Sonnenstrahl bricht, in dem die Sonnenstäubchen tanzen. Offenbar suchte sie den Wildfang, der zum Essen kommen soll, und war vielleicht etwas unmüthig über den Auftrag der Eltern, der ihr beschwerlich war, aber wie sie ihn da unten so lieblich ruhen sieht, mit seinen runden, vom Schlaf gerötheten Backen, da wird sie ganz Freundlichkeit und scheut sich, ihn gleich aufzuwecken, und unwillkürlich tritt sie leiser auf, und hält einen Augenblick mit an die Wand gestemmter Hand an, um den Anblick, der sie freut, nicht gleich zu verlieren. Es liegt eine solche wahre warme Kindlichkeit, die gänzliche Unbefangenheit der innigsten geschwisterlichen Neigung, vereint mit einer so glücklichen Bewegung, die uns das momentane Zaudern eben nur als ein momentanes erscheinen lässt, in der Figur des kleinen Mädchens; die ganze Situation ist so natürlich und im kindlichsten Sinne mit den einfachsten Mitteln, ohne Beifügung von störenden Aus-

sendingen, in so reiner Zusammenstimmung ausgeführt, dass wir immer und immer wieder zu diesem ganz kleinen Bilde von Schrödter aus Düsseldorf zurückkehren, das in mehr als einem Sinne eine Perle zu nennen ist: denn wie es dieser gleich im kleinsten Raume grossen Werth umschliesst, so ist es auch von dem kundigen Fischer aus der Tiefe der menschlichen Brust, aus dem stillen Grunde der kindlichen, unterschiedslosen Einheit mit sich selbst und der Natur, von dem wir längst zu den bewegten Wellen der Oberfläche aufgetaucht sind, um unter vielfachen Einflüssen dahin und dorthin uns zu spalten und zu verschwemmen, heraufgeholt, und giebt uns eine lebhaftere Erinnerung jener nie wiederkehrenden Tage, — die aber, eben weil sie an das ewig Verlorene mahnt, bei aller stillen Befriedigung doch so wehmüthig machen kann, dass sich einem Mädchen hier wohl das alte Wort bewähren möchte, dass Perlen Thränen bedeuten.

Wer wird aber auch sentimental werden! Das ist ja gegen den feinen Ton. Rüstig weitergeschritten! wir haben heute noch eine gute Strecke Weges zu machen. Vorher aber müssen wir ins Wirthshaus des Dorfes gehen, beim Verwalter gab es weiter Nichts für Gäste, als eben Gefühl, und Gefühl zehrt, und schadet der Gesundheit. Dieser Ansicht scheint die Gesellschaft lebhaft zugethan zu sein, die wir in der Wirthsstube finden. Der eine sitzt da mit hoherhabenem Glase, und singt mit weit aufgesperrem Munde und erhobener Nase, und ehe er singt, trinkt er wahrscheinlich, und ehe er trinkt, singt er — und das geht eine lange Weile so fort; — ihm gegenüber sitzt ein anderer Mann, der geigt und geigt und bei diesen beiden sind zwei Andere, von denen der eine den Geigenden ansieht, und der andre den Singenden ansieht. Diese Scene ist von Pistorius im Einzelnen ganz hübsch und naturgetreu durchgeführt — aber es ist eine gewisse Schnapshaftigkeit in dem Bilde, ein Mangel von ächtem Humor und innerer Lebendigkeit — der mich nach kurzem Aufenthalt gerne wieder die Wände der engen Stube und des Hauses verlassen lässt, um das Freie zu suchen. Denn davor bewahre mich der Himmel, geneigter Leser, dass ich mit dir in die andere Stube der Kneipe gehen müsste, (welche Herrmann Cramer gar nicht ohne Talent gemalt hat), in der es zwar allerdings sehr lebendig und lustig zugeht, daraus aber ein solcher Tabacksdampf,

mit Prügelahnungen vermischt, uns entgegenweht, dass wir, wie einst der Narr der Gräfin von Roussillon zu Ritter Parolles, zu dieser Kneipe sprechen: „bitt' dich, stelle dich unter den Wind!“ — und wenn nun die Kneipe antwortet: „Nun Freund, Ihr braucht Euch die Nase drum nicht zuzuhalten; ich rede nur in meiner Metapher;“ — so werde ich erwiedern: „Ja, mein Bester, wenn Eure Metapher stinckt, so werde ich meine Nase zuhalten, und das bei Jedermanns Metapher;“ — und damit werden wir uns ins Freie retten.

Da kommen wir denn auch bald auf einen Punkt, wo uns eine anziehende Gruppe den Mangel der Gegend ersetzt — denn wir sind auf flachem Ackergrund, und nur wenige Weidenbäume stehen in unserer Nähe, doch schliessen den Hintergrund bewaldete Hügel auf eine dem Auge angenehme Weise. Auf dem Felde halten mit dem Pfluge, in besserem Einverständniss als einst Pegasus und sein Genosse, nach der Sitte des Landes ein Pferd und ein Ochse.

Der junge Landmann steht dadei, aber nicht ihnen sondern seiner jungen Frau und seinen Kindern zugewandt, die ihm entgegengekommen sind. Er hat der Frau das jüngste Kind vom Arme genommen, und schwingt es vergnügt zu ihm aufblickend, über seinen Kopf. Die Mutter und der grössere Knabe neben ihr stehen mit behaglicher Zufriedenheit. Die Uebereinstimmung der Situation und der Landschaft, die gutaufgefasste Eigenthümlichkeit der handelnden Personen, überhaupt die einfache naturgemässe Behandlung des Gegenstandes sichern diesem anspruchslosen Gemälde von Carl Schulz eine verdiente Theilnahme.

Wir treten noch einmal in eine Stadt, ehe wir zum Ufer des Meeres, von dem wir ausgegangen sind, zurückkehren. Der Fullerdamm zu Prenzlau liegt vor unsern Augen. An dem Flusse, über welchen eine steinerne Brücke führt, erhebt sich links die Stadt, unter deren Gebäuden sich besonders ein im Mittelgrunde aufsteigender, dicker runder Thurm sowie das Thürmchen einer Kapelle auszeichnen. Unmittelbar am Wasser stehen kleinere ländliche Häuser und Bäume, rechts im Vorgrunde sind Fässer und ähnliche Gegenstände aufgeschichtet. Der Himmel ist mit grauen, gewitterlichen Wolken überflogen. W. Schirmer hat hier seine Meisterschaft besonders in der ungemein klaren, frischen und reinen Behandlung der Farbe gezeigt, die vornehmlich

bei dem im Vorgrunde trefflich gemalten Wasser, sowie bei den Steinen der Ufermauer und manchen andern Einzelheiten die Natur aufs Glücklichste wiedergiebt.

Im Mittel- und Hintergrunde dürfte aber die Klarheit der Farbe der Luftperspektive wegen etwas mehr gemildert sein. Uebrigens hat das mit aller Liebe aufgefasste, höchst malerische Bild aus dem Vaterlande den Antheil der Freunde des Künstlers um so mehr erregt, als sie darin den Beweis gesehen, dass dessen Talent auch auf dem heimischen Boden grünen und blühen könne.

Lasst uns aber eilen, für heute zur Ruhe zu kommen! Die Wolken, die drohend über Prenzlau stehen verkündigen einen stürmischen Abend. Wir wandern weiter und erblicken dessen Wirkungen auf dem Meere mit schaurigem Vergnügen. Die See geht hoch, die Wellen tauchen auf und schwellen und überstürzen sich in unendlicher Folge, aber nicht auf die gleichmässig melancholische Weise, die ein ruhiger Zug des Windes bedingt. Nicht mehr schlagen die Wogen in ewig gleichen Zeiträumen mit ewig gleichem Schalle ans Ufer, als dem Pendelschlage einer ungeheuern Weltuhr: — mit der Grösse wechselt die Schnelle der Wogen, von sich kreuzenden Windstössen da und dorthin getrieben, brechen sie sich an sich selbst, oder an Klippen und Bänken. Von solchen gefährlichen Feinden der kühnen Schiffer bemerken wir glücklicherweise Nichts auf dem Theile der See, den Carl Schulz uns vorführt und so hätten wir noch Hoffnung, dass, wenn nicht die Verpfählung des Ufers ihnen gefährlich wird, die kecken Männer auf ihrem kleinen Schiffe im Wettkampfe mit den griesgrämigen grauen Wassern siegen könnten, die an die Wände des Fahrzeugs prallend ihre weissen Häupter halb zürnend, halb neugierig höher emporheben.

Allein der Sturm steigt, —

Erst schlief die See in stummer Ruhe schwer —
Ein schwüler Dampf quoll aus den tiefen Wogen,
Und schuf von Wolkenkindern ihr ein Heer,
Die eifrig an der Mutter Brüsten sogen,
Bis sie, zu schwarzen Riesen aufgenährt,
Mit grimmem Antlitz durch die Himmel flogen.
Die haben drauf zum Kampfe sich gekehrt,
Den Feuerodem ausgebrüllt in Wuth,

Sich selbst zum Tod die Mutter auch versehrt,
 Von Strömen Blutes triefend nicht geruht,
 Bis dass die alte See im Zornesdrang
 Zurückgeschlungen ihre arge Brut

Das Alles verleben wir unter Obdach, nur in Gedanken. Erst nach dem Ende des Sturms, wenn der Himmel sich erheitert, aber die Wasser noch schwingen, wie der Nachhall grosser Glocken, die schon aufgehört haben zu läuten, führt uns Krause wieder ans Ufer des Meeres. Eine gewaltige Welle, ihre glänzend grünen Eingeweide entblössend, gekrönt mit einem Kamme von Schaum, nimmt fast den ganzen Vordergrund des kleinen Bildes ein. Immer kleiner erscheinen uns hinaus in der Ferne ihre Schwestern. Rechts ist ein hohes klippiges Ufer, an dem ein Dreimaster im Sturme gestrandet ist. Seine Masten sind alle gebrochen; er liegt, wie ein todtes Meerungeheuer, das die Wellen ausgespieen, auf der einen Seite. Hat die Mannschaft in der stürmenden See den Tod gefunden, oder sich in den Booten gerettet? Jedenfalls hat sie das Schiff verlassen — vom Lande her strömen Männer und Weiber, — die Strandbewohner eilen das Strandrecht zu üben. Ein trauriges Recht, von dessen Ausübung die noch unruhige See sie nicht abhält, denn schon zeigt sich ein kleiner Fleck blauen Himmels zwischen den zerrissenen Wolken. Endlich sehen wir auf einem grösseren Stücke Krause's das Unwetter mit um so grösserem Vergnügen vom Winde getrieben abziehen, als gerade der luftige Theil des Bildes besonders gelungen ist. Bald wird der Himmel ganz klar sein, und die Gestirne der Nacht den Frieden ihrer ewigen Ruhe auf die unsrige niedergiessen. —

(Drittes Tagewerk).

Den gewaltigen Marsch zu vollenden, den wir heute vorhaben, würde uns nicht gelingen, wenn nicht die Vorsehung der Feen, unter so vielen andern nützlichen und schönen Dingen, auch für Sieben-Meilenstiefel gesorgt hätte. Uebrigens bedienen wir uns derselben nicht in jener rohen Gestalt, in welcher sie schon zu Däumlings Zeiten im Gebrauche waren, sondern mit der Menschheit fortschreitend, haben wir sie durch den Begriff veredelt und zu höherem, wahren Leben erhoben. Da nemlich Stiefel Mittel der Bewegung sind, die Bewegung aber gerade das ist, Raum und Zeit nicht mehr abstract

auseinander zu halten, sondern sie in einander übergehend zu setzen, so ist ein Sieben-Meilenstiefel der nur den Raum, und nicht zugleich auch die Zeit zu negiren vermag, nur für einen natürlichen und abstracten Stiefel zu halten. Ein begriffsmässiger, philosophischer Meilenstiefel muss auf den Stufen der Tages- und Jahreszeiten und der Jahrhunderte eben so ungehindert auf- und niedersteigen können, als er die Grenzen der Länder und Welttheile zu überschreiten vermag. Solche begriffsmässige Stiefel ziehen wir jetzt an, und nachdem wir uns den Schlaf aus den Augen gewischt und den Geist ermuntert haben — weil es uns von jeher die grösste Unlust gemacht hat, zu beobachten, wie viele Leute, obgleich wachend doch mit schläfrigen Augen, die nicht sehen, und schläfrigem Sinne, der nicht versteht, die Natur und die Kunst betrachten — treten wir getrost unsere Wanderung an.

Wenige Schritte führen uns zu einer kleinen alten, halbverfallenen Kapelle, zwischen waldigen und duftigen Gründen auf einer Anhöhe stehend, für deren gelungene Darstellung wir E. Rabe Dank wissen. Wir verrichten am stillen Orte unsre Morgenandacht, und schreiten dann keck mitten auf den Marktplatz zu Wernigerode. Vor uns steht das alte Rathhaus, ein zweistöckiges Gebäude mit einem hohen Schieferdache. Nur der untere Stock, zu welchem eine doppelte Treppe führt, ist von Stein, der zweite zeigt mit Holz getäfelte Aussenwände. Zwei Erkerthürme mit spitzigen Dächern, die sich aber kaum über das kleine Thürmchen auf dem Hausdache erheben, unterbrechen, je zur Seite der Treppe stehend, die Façade. Rechts zieht sich eine engere, links eine breitere Strasse vom Rathhause ab, welche letztere die Aussicht auf die nicht fernen Berge eröffnet. Dies Rathhaus hat ganz den Charakter der öffentlichen Gebäude unserer kleinen, älteren deutschen Städte. Das öffentliche Element ist ganz noch vom häuslichen durchdrungen. — Wie käme auch der einfache Bürger dazu, auf einmal mit dem Schritte in die Rathstube sich aller der Familien-Verhältnisse, der tausend winzigen aber überall haftenden Bänder abzuthun, die Bürger und Bürger auf dem kleinen Raume zusammenhäkeln. Auch in der Rathstube hat er seinen Erker, drin er wie zu Hause gemüthlich sitzen, und die Vettern und Basen kann vorübergehen sehen — und wenn er nun mit dem Anfang der Sitzung als Rathsherr im alten, mottenzerfresse-

nen Stuhl sich niederlässt, es ist so ganz natürlich, dass er auch dann, wenn es vom Wohle der Stadt sich handelt, den Vetter Michel nicht vergisst, der gewiss eine erledigte Nachtwächterstelle, ob er gleich lahm ist und auf dem linken Ohre nicht hört, genügend versehen wird. Trefflich hat diesen Charakter der ältere Meyerheim wiederzugeben gewusst. Auch alle die kleinen Gruppen, die den Marktplatz beleben, vom Kärner an bis zu dem wohlhabigen Bürger, der gerade vor der Thüre des Rathshauses steht, stimmen, obgleich unserer Zeit angehörend, zu dem altväterlich heimlichen Wesen der Stadt. Da uns zudem die überaus sorgfältige und von der genauesten, unbefangenen Beobachtung der Wirklichkeit zeugende, meisterhafte Behandlung in der Farbe, in der Perspektive und duftigen Vertiefung des Hintergrunds fesselt, so scheiden wir ungerne so schnell, als wir müssen, von diesem anziehenden Bilde.

Haben wir aber uns losgerissen und über das Dorf Lehrbach im Harze fortschreitend, (das Otto Völker theilweise recht gut gemalt hat) unsern nächsten Ruhepunkt auf einer grünen Höhe der Alpen genommen, so will es uns doch bedüncken, als ob auf die Länge das enge Philisterthum kleiner Städte nicht wohl zu ertragen sein möchte, — ja es kommt ein Rest jenes uralten deutschen Gefühles über uns, das in den Mauern und Häusern der Städte überhaupt eine lästige Beschränkung sah. Welch' eine Welt sind diese salzburgischen Alpen! In der That, es ist keine beschränkte Chimäre, welche die Gebirgs-Völker so eng an ihre Heimath fesselt, es ist nur eine besondere Weise jenes allgemeinen Souveränitätsstolzes des Geistes, der einmal auf dem Throne des Wissens gesessen, der in der Gewohnheit, die Welt mit offenem Blick von hohem Standpunkte aus zu betrachten, die Süßigkeit der Freiheit gekostet hat — und fortan diesen Platz um einen niederen Ort, wenn er auch von Milch und Honig flösse, nicht mehr vertauschen wird. Wie dem geistigeren Menschen der freie Blick in die Reiche des Wissens und der freie Entschluss zum Bedürfniss wird, so hat der natürliche Mensch, dem, von Kindesbeinen auf, die Anschauung der grossartigen Gebirgsnatur, die Betrachtung der Thäler von oben herab gegönnt war, in dieser äusseren Weise ein ähnliches Bedürfniss der Hoheit. Darum verwelkt er auch und stirbt aus Heimweh, wenn du ihn in die Fläche setzest, sollte er auch oben Mangel erdul-

det haben und hier unten in Schätzen schwimmen. Und sollte er tief im Thale des Gebirges geboren sein, und die Majestät der Berge nur von unten verehrt haben — so hat er doch von Vielen gehört, die hinauf und wieder herabsteigen, wie es da oben ist, und rechnet sich die Hoheit seiner Berge an, denen er in Liebe angehört.

(Fortsetzung folgt.)

zur **Kunstliteratur.**

Das Programm für die am 7. April d. J. gehaltene öffentliche Prüfung der Zöglinge des Realgymnasiums zu Berlin, enthält eine schätzbare Abhandlung des Hrn. Oberlehrer Krech: „Erinnerungen an Winckelmann“, welcher letztere vor nun hundert Jahren (am 18. März 1735) unter die Schüler dieses Gymnasiums aufgenommen wurde. Unter den verschiedenen Punkten, welche diese Abhandlung berührt, scheint uns vornehmlich der, „Religion“ überschriebene Abschnitt bemerkenswerth, indem derselbe die neuere Ansicht, die besonders durch Goethe aufgekommen ist, — dass Winckelmann sich gänzlich indifferent gegen die christliche Religion erhalten habe und eigentlich ein „gründlich gebornen Heide“ gewesen sei, — mit zureichenden, aus Winckelmann's Leben und Bekenntnissen gezogenen Gründen widerlegt und ihn vielmehr, trotz seines Uebertritts zur katholischen Kirche, als einen herzlichen Anhänger der väterlichen protestantischen Religion darstellt. Wir theilen eine Stelle dieses Abschnittes mit.

. . . „Die Thätigkeit in dem erkannten Berufe und die Entfernung aus Deutschland verschafften zuerst einige Ruhe und liessen den herben Schmerz der Seele, der sich durch das ganze Leben hindurch zieht, weniger fühlen und mit grosser Ergebung in das selbst bereitete Geschick tragen. Den äusseren Gebräuchen der für ihn neuen Kirche, obschon er ihnen jeden tieferen Sinn absprach, kam er gewissenhaft nach, um keinen Anstoss zu erregen, und wie immer derjenige, der wider seine Ueberzeugung in irgend einer Gemeinschaft festgehalten wird, gleichsam um sich bei sich selbst zu entschuldigen, gegen andere, welche ausserhalb derselben stehen, Scherze sich erlaubt, so gefiel er sich in Spöttereien

über dieselben, so dass er noch in seinen späteren Jahren in Rom als Ketzer anrühlich wurde und nur durch zeitige Warnungen den Verfolgungen der Inquisition entging. Trostgründe der Religion aber, wenn er sie für sich oder andere nach harten Schlägen des Lebens bedurfte, suchte er nur in dem väterlichen Glauben und nahm sie gewöhnlich aus dem reichen Schatze lutherischer Lieder, die er sich früh zu eigen gemacht hatte, und konnte einen des Glaubens wegen besorgten Freund mit der Versicherung beruhigen (die „um so kräftiger sein könne, je weniger er Ursache habe, zu heucheln“), dass er sich viele Zeit mit der Bibel beschäftige und des Morgens insgemein protestantische Lieder singe. Diese waren seine beständigen Begleiter bei der Arbeit und bei der Erholung und die Liebe zu ihnen so gross, dass er sich mit denjenigen nicht begnügte, die er im Gedächtnisse hatte. Mit vieler Mühe und unter vielen Gefahren liess er sich ein protestantisches Gesangbuch aus Deutschland kommen. So blieb er bis zu seinem Tode und bewies durch sein ganzes Leben sowohl, dass die katholische Kirche, die er oft als eine gütige Mutter preist, an ihm nie einen gehorsamen Sohn erhalten hat, als auch, dass er gegen die christliche Religion im Allgemeinen nicht gleichgültig war. Durch ein inneres Bedürfniss wurde er vielmehr auf dieselbe zurückgeführt und war, so scheint es uns, im Herzen der väterlichen Religion getreu, die er abgeschworen hatte. Indem wir ihn so der neuern, christlichen Zeit zurückgeben und von einer schweren Anklage befreien, wälzen wir eine andere, nicht minder harte Schuld auf ihn, glauben aber dem grossen Manne um so weniger damit zu nahe zu treten, als er diese selbst eingestanden hat. „Dies ist mein Unglück, schreibt er einige Monate nach seinem Uebertritt an Berendis, dass ich kein Mittel sehe, zu meinem Ziele zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden.“

Angelegenheiten deutscher Kunstvereine.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Hannover, den 4. Mai 1835.

Am 24. Febr. wurde unsere dritte Kunstausstellung eröffnet, am 31. März geschlossen. Von den

ausgestellten 508 Nummern waren 193 von Hannover'schen Künstlern und einigen Dilettanten eingesandt, 377 waren verkäuflich, von welchen 117 verkauft sind. Die ganze den Künstlern dadurch zugeflossene Summe beträgt mit Einschluss des für die hiesige Marktkirche durch freiwillige Beiträge angekauften Altarbildes von Shadow (Christus im Oelgarten) 12500 Fl. Cour. Davon hat der Verein für die am 29. März stattgefundene Verloosung gekauft für 4252 Fl.

Aus diesen für eine kleine Stadt wie Hannover gewiss sehr bedeutenden Resultaten ergibt sich, wie lebhaft und allgemein Liebe und Interesse für die Künste hier verbreitet sind. Unser nicht viel länger als zwei Jahre bestehender Kunstverein hat wesentlich dazu beigetragen. Dieser zählt gegenwärtig 1521 Mitglieder und mehrt sich noch fortdauernd.

Aus Berlin haben wir leider sehr wenig Bedeutendes erhalten, schöne Düsseldorfere und zahlreiche Münchener machten die Zierde unserer Ausstellung.

Es sind bei dieser Gelegenheit verkauft worden von 12 Hannover'schen Künstlern 21 Bilder (darunter 1 Historie von Prof. C. Oesterley in Göttingen: Moses mit Hur und Aron; sonst Architekturen, Genre, Landschaft); von 20 Düsseldorfern 22 Bilder (1 Historie von W. Shadow, 1 Bildniss von demselben, 1 Portrait von Holthausen, 1 von E. Scharlach und 1 von Hopfgarten; 8 Landschaften von Achenbach, Brestlauer, Hengstbach, Happel, v. Normann, W. Pose (Gerolstein) C. Scheuren (die Vätergruft), Schulten, Seeger; 5 Genrebilder von: Hasenclever (2), Heine, Mende, Rustige; 3 Viehstücke: von Grabau (2) und Simmler; 1 Stilleben von Lehnen); von 36 Künstlern in München 47 Bilder (21 Landschaften, 2 Historienbilder, 5 Thierstücke, 9 Genrebilder u. s. w.); von 4 Berlinern 5 Bilder (von Wilh. Ahlborn (Mondschein), Carl Krüger (Landschaft), A. Rechlin (Militst.) J. Schultz (2 Jagdst.) Von Sperling in Magdeburg 1 Pferdestück. Aus Dresden 4 Zeichnungen von C. Busse, 1 Seestück von C. Grollich; aus Braunschweig: H. Brandes (Landschaft), C. Schröder 3 Genreb.; aus Hamburg 2 Landschaften von Häselich und Laeisz. Aus Rom: 2 Landschaften von Koch, 2 Genreb. von Maes (betende Römerin mit Kind, 2 mal); von Joh. Riepenhausen 2 Genreb. und 1 Lesche. Von Jakobs in Gotha: Mutter mit dem Kinde. An plastischen

Werken ward gekauft 1 Büste in Tyroler Marmor von E. v. Bandel in Hannover; 2 knieende Engel in Gips von Prof. Henschel in Cassel.

Zusatz: Diese Ausstellung in Hannover hat zugleich eine interessante literarische Erscheinung zur Folge gehabt: die Hannover'schen Kunstblätter 1835, redigirt von G. Osterwald (in Commission bei Herold und Wahlstab in Lüneburg). Wir können sie dem Leser zu angenehmster Lectüre empfehlen. Es liegen 12 Artikel in 10 Nummern vom 1. bis 22. März vor uns. 13 beigegebene Federzeichnungen auf Stein von G. Osterwald nach ausgestellten Bildern sind zum Theil ganz vortreffliche, kräftige Abbreviaturen des Eindrucks der Originale. Die Kritiken von R. Wiegmann und einem ungenannten, doch schwerlich unbekanntem humoristischen Correspondenten sind belehrend und ergötzlich. Wir behalten uns noch eine Mittheilung darüber vor.

S.

Bekanntmachung.

Unterzeichneter Comité macht es sich zur Pflicht, hierdurch zur öffentlichen Kenntniss zu bringen, dass in der am heutigen Tage stattgefundenen ersten diesjährigen General-Versammlung der Actieninhaber des Sächsischen Kunstvereines, durch die überwiegendste Stimmenmehrheit der Beschluss dahin gefasst worden:

von jetzt an die Freiheit des Ankaufes von Kunstgegenständen unbeschränkt auf die dem Kunstvereine dargeboten werdenden Arbeiten aller deutschen Künstler, jedoch stets mit besonderer Berücksichtigung der vaterländischen zu erweitern,

daher denn diejenigen Beschränkungen wie sie bisher in den drei ersten Paragraphen der Statuten desselben festgesetzt gewesen, in dieser Beziehung eine andre Bestimmung erhalten.

Dresden am 28. April 1835.

Der Comité des sächsischen Kunstvereins.

Einem kunstliebenden Publikum wird die Nachricht mitgetheilt, dass am 1. Juni 1835. und folgende Tage zur Versteigerung einer aus der Nachlassenschaft des verstorbenen Domkapitular und ehemaligen Pastor zu Ahrweiler, Herrn Reichelstein, herrührenden Gemälde-Sammlung geschritten wird. Diese Sammlung enthält mehr als Hundert und Fünfzig Oelgemälde aus der italienischen, deutschen und Flammannischen Schule alter und neuerer Zeit, namentlich von Titian, Poussin, Dürer, Cranach, Holbein, Teniers, Ostade und anderen. Auch finden sich vor vortreffliche Skulptur-Arbeiten in Holz und Elfenbein und Glasmalereien, sowie eine uralte lateinische Bibel mit vielen Miniatur-Gemälden in einem Quart-Bande, ein ebenfalls uraltes mit der Feder auf Pergament geschriebenes Missale Romanum in 2 Folio-Bänden und ein Ablass in 4 Bänden gross Folio.

Der Fleiss und die Liebe, welche der seclige Besitzer viele Jahre lang auf die Sammlung dieser Gemälde verwendet hat, sowie die anerkannten Kenntnisse desselben und die günstigen Umstände, in welchen er sich als Klostergeistlicher befand, als bei Aufhebung der Klöster am Nieder-Rhein die Kirchengemälde verschleudert wurden und leicht von ihm an sich gebracht werden konnten, geben die Gewährleistung, dass nur Tüchtiges und Ausgezeichnetes hier vorzufinden ist.

Liebhaber können täglich in dem Sterbeause No. 31 in der Eulenpfätz-Strasse in Trier die Gemälde und den Katalog derselben im Königl. Intelligenz-Comtoir zu Berlin einsehen. Auswärtige belieben sich mit ihren Bestellungen in frankirten Briefen an die Herren Krahe, bekannt als der Sohn des ehemaligen Gallerie-Direktors in Düsseldorf, und an Jean Georg Beer, Kaufmann, beide in Trier, zu wenden.

Trier, April 1835.